
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 174. Bromberg, den 14. Oktober 1925.

Der Doppelgänger des Herrn Emil Schnepfe.

Roman von Carl Schüler.

(2. Fortsetzung.)

Zunächst sollte in diesem Schnepfe ein Gefühl der Sicherheit wachgerufen werden.

Der Hoteldirektor begrüßte die beiden Herren mit seinem besten Lächeln und geleitete sie selbst in den Speisesaal an einen kleinen Tisch, der in der Nähe der Ausgangstüre stand. Er legte ihnen selbst die Speisekarte vor, rief einen Kellner zur Bedienung herbei.

„Sie sind hier vorzüglich untergebracht", meinte Dorival.

„Ich bin auch sehr zufrieden", antwortete der Doktor. „Es ist eine Wohltat, in einem guten deutschen Hotel zu wohnen. Denken Sie nicht manchmal mit Schaudern an unsere brasilianischen Hotels?"

Dorival lachte.

„Die Hotels in den kleinen brasilianischen Campstädten sind allerdings sonderbar. In einem solchen Gasthof, den sein Besitzer stolz „Grande Hotel" nannte, konnte ich mir nachts, nachdem mich das Ungeziefer aus dem Bett getrieben hatte, die Langeweile damit kürzen, daß ich eine auf der Straße lustwandelnde Kuh mit dem Heu fütterte, das ich aus den zerfetzten Kopfkissen und der Bettmatratze zupfte. Ich hatte dabei gar nicht nötig, die wackelige Tür oder den klappernden Holzladen des Fensters zu öffnen. Die Lehmwände des Hauses waren vom Regen wie ein Schweizerkäse durchlöchert. So war für eine reichliche Durchlüftung der Räume in einfachster Weise gesorgt. Die Löcher in der Wand gestatteten der Kuh, das gefräßige Maul so weit in das Zimmer zu stecken, daß ich ihr das Heu von dem Stuhl aus zustopfen konnte, auf den ich mich zurückgezogen hatte, weil das Bett ein so auffälliges Nachtleben zeigte —"

Marcellino stimmte vergnügt in das Lachen des Erzählers ein.

„Und das Essen in so einem Camphotel!" fuhr Dorival fort. „Einfach großartig. Hühnerknochen, an denen statt Fleisch unmöglich zu kauender Kautschuk klebt, Ochsenfleisch, das schwerer zu zerschneiden ist, wie ein geteertes Schiffstau, und die berühmten schwarzen Bohnen, die mich immer an halbweich gekochte Neger erinnern. Da lobe ich mir das Essen in diesem vortrefflichen Hotel! Ein famoser Fasan!"

Der bedienende Kellner lächelte.

In diesem Augenblick erschien der Direktor des Hotels wieder und führte Sennor Claudino an den Tisch der beiden Freunde. Er wartete die Begrüßung der Herren ab. Dann beugte er sich zu Dorival und flüsterte ihm zu:

„Ein Herr möchte Sie sprechen. Er wartet in der Halle!"

„Ein Herr?" fragte Dorival erstaunt. „Er soll doch hereinkommen."

„Der Herr bat ausdrücklich, ich möchte den Herrn Baron bitten, für einen Augenblick herauszukommen!" sagte der Direktor und wischte sich heimlich den Schweiß von der kahlen Stirn.

Dorival erhob sich.

„Ich bin gleich wieder hier. Bitte, entschuldigen Sie mich einen Augenblick."

Die beiden Herren nickten ihm zu, und er gab dem Direktor einen Wink. „Kommen Sie. Zeigen Sie mir den Herrn!"

Der Direktor öffnete die Saaltür.

Draußen stand der Portier und gab einigen Hausknechten Anweisungen über die Fortschaffung mehrerer Gepäckstücke.

„Wo ist der Herr?" fragte der Direktor den Portier.

Der Portier schien nur auf diese Frage gewartet zu haben. Er trat auf die andere Seite Dorivals und deutete auf die offene Tür, die in das Zimmer des Direktors führte. „Bitte, treten Sie hier hinein."

Gefolgt von dem Direktor und dem Portier betrat Dorival den Raum. Neugierige Blicke folgten ihm. Die Beamten an der Auskunftstelle, die Liftjungen, die Diener am Windfang des Haustores, die Dame am Fernsprecher, die Hausknechte, sie alle stierten nach der Türe, durch die die drei Männer verschwunden waren und die der Portier hinter sich zugezogen hatte —

Aber es blieb alles still.

Kein lautes Wort drang aus dem Raum heraus und lohnte die Ausdauer der Neugierigen. Einmal schien es den Zunächststehenden, als hätten sie den berühmten Hoteldieb laut lachen hören.

Da trat der Herr vom Zimmer 273, der Freund des Hoteldiebes, aus dem Speisesaal. Suchend blickte er sich um. Die Hausknechte formierten sich sofort zu einer geschlossenen Reihe und verstellten den Ausgang.

„Wo ist mein Freund?" fragte er den Hausknecht, der ihm zunächst stand.

Dem Mann verschlug die Aufregung die Stimme. Er schluckte ein paarmal, brachte aber kein Wort heraus.

„Da drinnen," rief statt seiner ein Liftjunge. „Sie werden auch schon erwartet."

Marcellino trat in das Zimmer des Direktors und blieb erstaunt auf der Türschwelle stehn —

Sein Freund Dorival von Armbrüster saß auf einem Stuhl. An seinem rechten Bein waren Unterhose und Beinkleid in die Höhe gestreift, so daß das Knie entblößt war. Ein Schutzmann beugte sich über ihn. Dann richtete sich der Schutzmann auf, und Dorival warf den Kopf zurück und riß den Mund weit auf —

„Kennen Sie den Herrn?" fragte der Portier und zeigte auf Dorival. Dabei bohrten sich seine Blicke fest in die Augen des Brasilianers.

„Natürlich. Ich habe ja ein Jahr lang mit ihm gearbeitet!" erklärte Marcellino. „Was geht denn hier vor?"

„Der vorletzte Backenzahn auf der linken Seite!" lallte Dorival.

Der Portier aber packte mit festem Griff den Arm des Brasilianers und sagte:

„Nicht gemuckst!"

Der Brasilianer stand wie versteinert da. Seine Augen flogen von einem zum andern. Der Hoteldirektor stand rechts von dem Schutzmann, mit erhobenen Armen und dem geheimtuerischen Gesicht eines Orchesterdirigenten, der seine Musiker zu einem Pianissimo ermahnt. Der Portier glotzte ihn an, wie ein bissiger Hund. Von dem Schutzmann konnte er nur den breiten, prallen Rücken sehen und den Griff des Säbels, der dem Mann an der Seite hing. Aber Dorivals Gesicht war ihm zugewandt. Und als Dorival den Brasilianer sah, der mit halbgeöffnetem Mund dastand, wie vom Himmel gefallen, brach er in lautes Lachen aus.

Er sprang auf.

„Nun, Herr Wachtmeister, haben Sie sich von dem Fleck am Knie und von dem Vorhandensein der Goldplombe überzeugt?“

„Das hat seine Richtigkeit,“ antwortete der Wachtmeister. „Hier ist Ihre Legitimationskarte, Herr von Armbrüster.“ Er gab Dorival das Ausweispapier zurück. Dann setzte er den Helm auf. „Ich bitte um Entschuldigung, Herr von Armbrüster!“ Dann grüßte er und ging.

Der Direktor aber war totunglücklich.

„Mich trifft keine Schuld, Herr Baron!“ zappelte er. „Sie dürfen mir glauben! Dieser Esel von einem Portier, dieser Vogelsang, ist es gewesen! Gestehen Sie!“ Er wandte sich nach dem Portier um, aber der hatte sich schon geräuschlos gedrückt. — „Bringen Sie mich nicht um meine Stellung, Herr Schnepfe!“ jammerte der Direktor weiter. „Wenn Sie mich verklagen, Herr Schnepfe, bin ich ein verlorener Mann!“ Er folgte Dorival in die Halle. „Ich bitte, Herr Schnepfe —“

„Mann, wenn Sie mich noch einmal Schnepfe nennen,“ donnerte ihn Dorival an, „rufe ich den Schutzmann zurück und lasse Sie sofort abführen! Nach dem Alexanderplatz. In eine sehr ungemütliche Arrestzelle!“

Es tat ihm gut, einmal einem anderen mit dieser Arrestzelle drohen zu können — Unwillkürlich mußte er lächeln.

Dieses Lächeln legte der Direktor zu seinen Gunsten aus und mit einem tiefen Bückling sagte er:

„Darf ich den Herrn Baron wieder in den Speisesaal führen?“

3.

Er durfte!

Denn der Herr Baron wollte das bestellte Abendessen durchaus nicht im Stiche lassen, vor allem aber keinesfalls den guten Doktor im Genusse der vielen Bequemlichkeiten dieses ausgezeichneten Hotels stören, in dem er sich so wohl fühlte. So sagte Dorival. Diese Liebenswürdigkeit war auch ziemlich echt. Denn wenn man wie ein Rasender in Berlin umhergerannt ist, aufs Geratewohl eine Dame suchend, die einem in der Oper zulächelte, und vor einer Stunde das märchenhaft ungeheure Glück gehabt hat, diese Dame auch wirklich zu finden — dann pflegt man das Leben angenehm zu finden und liebenswürdig zu sein. Außerdem erwartete der liebenswürdige Herr von Armbrüster auch Sennor Claudino und den Rittmeister Umbach — da kamen die Herren soeben — und —

Und mit dem Herrn Rittmeister von Umbach nämlich mußte Dorival dringend über den Herrn Konsul Rosenberg sprechen! Möglichst auch über dessen Familie! Umbach verkehrte doch dort!

„Angenehmer Mensch, dieser Umbach!“ dachte Dorival.

Und nun unterhielt man sich natürlich über die neueste Wendung in der Angelegenheit Emil Schnepfe. Und man war sehr lustig und aß sehr gut —

Da streiften zwei Damen, eine ältere und eine jüngere, nach Plätzen suchend, dicht an den vier Herren vorbei. Sie ließen sich dann an einem Tisch ganz in der Nähe nieder.

Die jüngere der beiden Damen, eine etwa fünfundzwanzig Jahre altes Fräulein mit dem blassen gottergebenen Gesicht einer Missionarsfrau, war die Gesellschafterin der Frau von Maarkatz. Frau von Maarkatz war Witwe. Obwohl Herr von Maarkatz vor mehr als zehn Jahren gestorben war, trug sie noch immer Witwenschleier und Trauerkleider. Es geschah dies weniger aus Trauer um den Verstorbenen, der ein Spieler und Trinker gewesen war, sondern weil die weiten schwarzen Gewänder die umfangreiche Gestalt gut verdeckten und der große Schleier das gerötete grobe Gesicht gnädig verhüllen konnte, wenn die Beleuchtung nicht vorteilhaft war. Sie litt nicht, daß Fräulein Lotz auch Schwarz trug. Sie wünschte nicht, daß man das Mädchen für eine Verwandte von ihr hielt. In Theatern, Konzerten, auf Rennplätzen, bei großen Wohltätigkeits-Veranstaltungen, in den Badeorten, bei den Fünfuhrtees der vornehmen Berliner Hotels, kurz, wo immer die Leutchen zusammen kommen, die sehen und gesehen werden wollen, traf man Frau vom Maarkatz. Und wie ihr Schatten folgte ihr das schlichte Fräulein Lotz.

Während der Kellner bediente, blickte Frau vor Maarkatz durch ihr langgestieltes Augenglas neugierig in der Runde herum. Sie war immer auf der Suche nach Bekannten. Und immer bereit, neue Verbindungen anzuknüpfen.

riese

„Sehen Sie sich den Herrn genau an, der dort an dem Tisch sitzt, Fräulein Lotz!“ — gab mit dem Augenglas unge=

es n

„Fräulein Lotz!“

„Gnädige Frau?“

„Sehen Sie sich den Herrn genau an, der dort an dem Tisch sitzt, Fräulein Lotz!“ — gab mit dem Augenglas ungeniert die Richtung an, in der Dorival saß — „Erkennen Sie ihn wieder?“

Fräulein Lotz wandte das Duldergesicht dem Nachbartisch zu. Als sie Dorival erblickte, stieg ein Rot in ihre Wangen. Ein kurzes Aufblitzen kam in ihre Augen. Und ihre Stimme zitterte ein wenig, als sie antwortete:

„Das ist doch der Baron Hardenfels, den wir im Herbst in Sylt trafen?“

„Sehen Sie! Ich habe ihn sofort erkannt!“

Frau von Maarkatz nickte Dorival heftig zu. Sie bemerkte nicht, daß auch ihre Gesellschafterin verstohlen hinüberblinzelte . . .

„Du, Dorival —“ sagte der Rittmeister von Umbach leise, „sieh mal vorsichtig nach links! Dort sitzt ein schwarzes Ungetüm, das fortwährend zu uns herübernickt. Der Richtung ihrer Blicke nach meint sie dich. Kennst du die Dame?“

Dorival blickte auf, sah geradewegs in das freundliche Nicken der Frau von Maarkatz hinein und wurde von der Gesellschafterin liebevoll angeblinzelt. —

„Nein!“ sagte er. „Mir unbekannt!“

„Die Jüngere nickt jetzt auch!“ lachte der Rittmeister.

„Unsinn, das gilt jedenfalls irgend jemand am Nebentisch. Ich wenigstens —“

Die beiden Brasilianer wurden aufmerksam.

„Die Damen am Tisch dort scheinen —“ begann der Doktor.

Da kam der Kellner:

„Frau Baronin von Maarkatz lassen den Herrn Baron bitten, für einen Augenblick an den Tisch der gnädigen Frau zu kommen.“

„Frau von Maarkatz?“ fragte Dorival betroffen.

„Die Dame in Schwarz dort an dem Tisch!“ Der Kellner gab mit den Augen die Richtung an.

„Aber das ist eine Verwechslung. Ich kenne die Dame nicht!“ sagte Dorival.

„Geh lieber hin!“ sagte der Rittmeister leise. „Sonst kommt sie noch hierher!“

Und endlich erhob sich Herr von Armbrüster, mit einem sehr unglücklichen Gesicht freilich, und begab sich an den Tisch der beiden Damen.

Der Rittmeister und die beiden Brasilianer sahen, daß sich Dorival den Damen vorstellte. Sie sahen, wie Frau von Maarkatz die Hand, die sie zum Kusse hingehalten hatte, empört zurückzog, als Dorival seinen Namen nannte. Sie lachte höhnisch. Ihr Gesicht wurde blaurot vor Ärger. Die weiche Fülle ihres Körpers, die über dem Tischrand sichtbar war, geriet in heftig wogende Bewegung. Sie schien Dorival Vorwürfe zu machen. Der antwortete kurz und steif. Sie bat ihn, sich zu setzen. Er lehnte ab. Sie wurde wieder heftig. Da zog sich Dorival mit einer Verbeugung auf seinen Platz zurück.

Drei Gesichter sahen ihn gespannt an.

„Nun, wie war's?“ lachte der Rittmeister.

„Fabelhaft!“

„Drücke dich deutlicher aus, bitte!“

„Das sagst du so! Die Sache ist überhaupt sehr undeutlich!“

„Oh, meine Ahnung!“ rief Umbach. „Wieder Emil Schnepfe?“

„Ja — Emil Schnepfe! Höchstwahrscheinlich Emil Schnepfe. Nach den gütigen Mitteilungen dieser Dame bin ich nämlich ein Baron Hardenfals. Ich habe die Dame im vorigen Herbst auf Sylt kennen gelernt, mich ihr sehr gewidmet, mit ihr getanzt —“

„Man — du hast dem Ungeheuer die Ehe versprochen!“

„Das ist sehr wohl möglich. Aber das ist noch gar nichts! Ich habe der Dame einen Brillantring —“

„Was?“

„— einen Brillantring im Werte von dreitausend Mark entlockt, unter der Angabe, ich wolle ihn geschmackvoller fassen lassen!“

„Alter Kniff!“ lächelte Doktor Marcellino.

„Das ist noch gar nichts. Denn es ist ferner häßlich von mir, daß ich das hoffende Vertrauen — hoffende Vertrauen, hat sie gesagt — einer alleinstehenden Dame so schmählich mißbrauchte, und besonders gemein, daß ich nun einen anderen Namen nenne. Doch Irrtümer könnten aufgeklärt werden, sagte sie. Ich darf sie besuchen und alles erklären!“

„Und was hast du geantwortet?“

„Daß ich den Deibel — na, daß ich der und der sei und das beweisen könne und daß ich schon mehrere Male mit meinem Doppelgänger verwechselt worden sei. Sie ließ mich aber gar nicht ausreden. Sie wurde furchtbar wütend.

(Fortsetzung folgt.)

Conrad Ferdinand Meyer.

Zu des Dichters hundertstem Geburtstag.

Von Prof. Dr. phil. h. c. **Karl Berger.**

Vor hundert Jahren, am 11. Oktober 1825, wurde zu Zürich dem Regierungsrat Ferdinand Meyer von seiner Ehefrau Betsy geb. Ulrich ein Sohn geboren, dem es bestimmt war, einen ganz besonderen Rang in der deutschen Dichtung zu erringen. Neben den zwei anderen großen deutsch-schweizerischen Dichtern, Jeremias Gotthelf, dem gewaltigsten aller Volksschriftsteller, und Gottfried Keller, dem wirklichkeitsfrohesten und erfindungsreichsten unter den geistigen Söhnen Goethes, steht Conrad Ferdinand Meyer, der Kulturpoet, als der größte Künstler unter den neueren Welt- und Menschendarstellern historisch-realistischer Richtung. Über die Bedeutung dieses eigentümlichen Geistes herrscht heute nirgends ein Zweifel: jede seiner historischen Novellen bezeugt die Vollendung seiner baumeisterlichen Kunst, die Sicherheit und Schönheit seiner Linienführung, seine plastische, straff zusammenfassende Verdichtungs- und Darstellungskraft, die Fähigkeit, tote Überlieferung in warmes, leidenschaftdurchglühtes Leben umzuwandeln und die Vergangenheit mit dem Atem der Gegenwart zu erfüllen; und auch seine lyrischen und lyrisch-epischen Schöpfungen veranschaulichen persönliche oder historische Stimmungseindrücke in großen, leuchtenden Bildern.

Des Dichters persönliche Erscheinung verstärkt diesen ersten Eindruck: ein hochgewachsener, breitschultriger Mann mit ungewöhnlich mächtigem Haupt und der Haltung eines Soldaten! Stimmt dazu nicht die Welt seiner Dichtungen, in der Wille und Tat herrschen, Kraft und Leidenschaft nur durch die Form gebändigt erscheinen? Wer aber nach dem Dichter den Menschen aus seinen Briefen und aus Lebensbeschreibungen kennen lernt, erfährt zu seinem Erstaunen, daß Meyer, ein Spätling abendlicher, überfeinerter Stadtgeschlechter, durch die von seinen Eltern ererbte Veranlagung ein zartnerviges und wirklichkeitsscheues, weil gefährdetes Geschöpf war, dessen ganzes Streben sich darauf richtete, vor der rauhen, verletzenden Wirklichkeit Schutz zu finden. Aus dieser Schwäche seiner Natur erklärt sich auch die trotz reicher Begabung an Geist und Gemüt verzögerte, beispiellos späte Entwicklung des Dichters. Seine ganze Jugend und die besten Jahre seines Mannesalters bis in die Mitte der Vierziger verflossen ihm, der sich für keinen bürgerlichen Beruf entscheiden konnte, in ziellosen Bildungsbestrebungen, in unbefriedigtem Suchen und Tasten nach dem, was er auf der Welt sein und tun sollte, in zerrüttendem Zwiespalt zwischen Schaffenwollen und Nichtschaffenkönnen. Im Unendlichen schwelgend und von einer mächtigen Sehnsucht nach den höchsten Dingen dunkel bewegt, mußte er sich jahrzehntelang als ein Unnützer und Untauglicher von seiner Umgebung über die Achsel ansehen lassen. Dieser Zeit des Gebundenseins und der Demütigung gilt sein schmerzliches Bekenntnis:

> Ich war von einem schweren Bann gebunden.
> Ich lebte nicht. Ich lag im Traum erstarrt.

Nach einer furchtbaren Krise, die den Siebenundzwanzigjährigen auf sieben Monate in eine Irrenanstalt führte, rettete er sich aus dem romantischen Bereich wirrer Genieträume in den bescheidenen Bezirk regelmäßiger, nützlicher Arbeit. Die leidenschaftliche Unrast sänftigte sich zu selbstbeschränkender Entsagung. Nun ward die zielbewußte Überwindung seiner Unzulänglichkeit der heroische Inhalt seines Lebens. „Die dürftige Natur suchte sich", wie Robert Faesi treffend sagt, „eine Erzeugung zu schaffen durch eine künstliche Kultur, das heißt durch die bewußte wie unbewußte Kultivierung fehlender Kräfte und Eigenschaften". Der gegenwärtigen Wirklichkeit nicht gewachsen, flüchtete er, zunächst mit Übertragungen französischer Geschichtswerke, in die Vergangenheit. Mannigfaltige Studien und Reisen förderten sein geistiges Wachstum. In Paris (1857) empfand der durch westschweizerische Einflüsse in den Bann des Romanentums Geratene zum erstenmal den Gegensatz seines deutsch-protestantischen Wesens zum französischen Geiste. Rom und die bildende Kunst, vor allem Michelangelo, wurden (1858) wichtig für die Entwickelung Meyers zum Dichter-Plastiker: Leibhaftigkeit, Gestalt, feste Linie und klare Form, die Vereinigung widerstrebender Elemente wurden und blieben fortan die Ziele seiner künstlerischen Sehnsucht. Aber bis er den Mut und die Kraft aufbrachte, als Schaffender vor die Welt zu treten, brauchte er einiger weiterer Jahre tastender Versuche. Zwei Versbändchen, 1864 und Ende 1869 erschienen, blieben ohne nennenswerten Erfolg, erregten aber das Erstaunen jener Züricher, die dem „verruckten Conrädli" niemals solche Gedichte, geschweige denn den bald folgenden raschen Aufstieg zum Ruhm zugetraut hätten. Ist schon die stockende Entwickelung Meyers zum Dichter merkwürdig genug, so behält der plötzliche Durchbruch seines Talents und der gewaltige Zuschuß an Schöpfergaben in der Zeit seines meisterlichen Schaffens zwischen 1870 und 1891 etwas völlig Rätselhaftes.

Sie kam, die Schicksalsstunde, die der Geduldige erharrt und auf die er sich mit der ganzen Kraft seiner Seele und eines hochgespannten Willens würdig vorbereitet hatte; die Stunde, wo Wollen und Können einander die Hand reichten. Das traf zusammen mit einer großen, weltgeschichtlichen Wendung, die auch eine scharfe Wendung in seiner geistigen Bildungsrichtung herbeiführte: der deutsch-französische Krieg und die Auferstehung des Deutschen Reiches wurden für den Dichter zum auslösenden Moment. „Der große Krieg", so erklärt Meyer selbst, „entschied auch einen Krieg in meiner Seele. Von einem unmerklichen Stammesgefühl jetzt mächtig ergriffen, tat ich bei diesem weltgeschichtlichen Anlasse das französische Wesen ab, und innerlich genötigt, dieser Sinnesänderung Ausdruck zu geben, dichtete ich „Huttens letzte Tage". Eine fertige Persönlichkeit, die sich im Stillen entwickelt hatte und der die literarischen Zeitbewegungen nichts mehr anhaben konnten, trat Meyer in den Strom der Welt: mitten in dem Gewirre einander folgender und sich gegenseitig befehdender Richtungen, ein Wunder in den Tagen des triumphierenden Naturalismus, stand Meyer als ein dichterischer Nachfahr der großen Kunst Michelangelos da, einem „homo singolare" der von ihm so glänzend und treu dargestellten Renaissancewelt vergleichbar. Sein zäher Wille, „ganz dezidiert durchzudringen, nach Jahr und Tag, mit viel Schweiß, aber durchzudringen", ward schon durch die Huttenrichtung, noch mehr durch die elf großen und kleinen Novellen und einen Band „Gedichte" von innerem und äußerem Erfolge gekrönt. In diesen Werken ist, wie schon seine Schwester Betsy, seine treue Lebenshelferin, bemerkt hat, des Dichters innerstes Wesen zu finden. Da lebt seine nach Leben lechzende Seele, die sich in der Vergangenheit heimisch macht, da sie sich in die stürmischen Wogen der Gegenwart zu stürzen nicht vermessen darf. Nicht der Vergangenheit als solcher gehört seine Teilnahme, sondern nur insoweit, als er seine Freude an dem neuen Deutschland des Kraftmenschen Bismarck, seine Bewunderung für politische Leidenschaft, Macht und Größe in geschichtlichen Gestalten darzustellen vermag. Darum wählte er Zeitalter, die der Entwicklung starker Persönlichkeiten ungehinderte Entfaltung ermöglichen, vor allem die Renaissance im Aufstieg und die Renaissance im Abstieg — „Morgen und Abend, wie sie (nach W. Lindners Entdeckung) die Zeiten seines eigenen Lebens sind". Wie Meyers novellistische Kunst lebt und webt auch seine Lyrik in der Vergangenheit, in der Erinnerung an Erlebtes und im verklärenden Rückblick; es ist, wie es der Dichter selber ausspricht, „in seinem Wesen und Gedicht allüberall Firnelicht, das große stille Leuchten", und von seinen „Gedichten" gilt, was er den Michelangelo von seinen Statuen sagen läßt:

> Ihr stellt des Leids Gebärde dar,
> Ihr meine Kinder ohne Leid!
> So sieht der freigewordne Geist
> Des Lebens überwundne Qual,
> Was martert die lebend'ge Brust,
> Beseligt und ergötzt im Stein.

„Genie ist Fleiß" — dieser Satz hat sich an C. F. Meyer bewahrheitet. An nie befriedigter Sehnsucht nach der möglichst vollendeten Form hat kein Dichter den großen Deutsch-Schweizer übertroffen. Seinem nie rastenden Geist ist schließlich der Mann, der sich während so vieler Jahre zwecklos verzehrt hatte, zum Opfer gefallen: mitten in reichem Planen überfiel ihn erneute Nervenkrankheit und damit die Unfähigkeit zu weiterer Arbeit. Seines Lebens Sonne war erst um Mittag aus dichtem Gewölk hervorgebrochen; nun versank sie vor Abend wieder in dunkle Wolken. Als der Dichter am 28. November 1898 starb, war er schon lange durch Dämmerung geschritten. Mit seinem Werk aber wird er fortleben, so lange der Sinn für lebendige historische Poesie und hohe Formenschönheit nicht erstorben ist.

Aus dem Tagebuch eines Wüstenreisenden.

Von Kairo kommend, zieht unsere kleine Karawane nach Gizeh, längs des Nils durch schattige Palmenhaine. Fruchtbar sind die Ufer des Nils. Auf Orangenwälder folgen Kornfelder, fette Weiden, Olivengärten und Palmenhaine. Im Dufte roter Anemonen äst ein Rudel flinker Gazellen. Karawanen ziehen flußauf- und flußabwärts.

Gizeh. — In den kleinen arabischen Kaffeehäusern, Gewürz- und Tabakläden sitzen beturbante Mohammedaner, ihren Tschibuk rauchend, Mokka schlürfend und die Vorbeigehenden

anschauend. Aus ihren Augen spricht die tiefste Melancholie. — Kismet. Man sieht hier wundervolle Köpfe von Muselmanen: aber schon an den Kindern, die viel zu denken geben, bemerkt man die Last der Jahrhunderte, eine Traurigkeit mehrerer tausend Jahre spricht aus ihren Augen. Die Erde duftet nach dem herrlichen Geruch der Kakteen. Von den Minaretts der Moscheen rufen die Muezzins die Gläubigen zum Gebete, Allah il Allah Mohammed ilah (Gott ist Gott und Mohammed sein Prophet). Jeder Mohammedaner, jung und alt, reich und arm, wirft sich nieder, das Antlitz nach Mekka gewandt, sich vielmals verbeugend.

Die Pyramiden von Gizeh lagen in ihrer majestätischen Erhabenheit vor uns. Jahrtausende blicken auf uns herab. Wir standen in ehrfurchtsvollem Schweigen da, ergriffen von dem Schauer der Jahrtausende und der Unendlichkeit der Wüste. Ein letztes Lebewohl dir, du palmenumrauschte Oase von Gizeh mit deinen gewaltigen Pyramiden herrlicher Pharaonenzeit, wo das steinerne Antlitz der Sphinx die tausendjährigen Rätsel Aegyptens bewacht.

Die Kufra-Oasen waren unser Ziel. Hinaus in die Wüste zogen wir, in die Unendlichkeit toter Sandflächen. Kein Baum, kein Strauch unterbrach die Einförmigkeit. Die Sonne brannte unbarmherzig auf uns nieder, Menschen und Tiere mit ihrer Glut ermattend, verzehrend. Nachts jedoch froren wir, da die Temperatur bis zum Gefrierpunkt sank. Die Sterne funkelten herrlich am Firmamente, uns den einzigen Wegweiser bildend. Von der Sonne gebleichte Gerippe und Schädel von Menschen und Tieren grinsten uns an, den Todeszug mancher Karawane bezeichnend, was uns mit Schaudern an die vielen Gefahren der Wüste, an den giftigen Gluthauch des Samum, an Ueberfälle durch räuberische Beduinen und den Tod des Durstes erinnerte. Die eingeborenen Führer versagten, wir hatten die Orientierung verloren und planlos irrten wir in der Sandwüste umher. Allmählich stellte sich empfindlicher Wassermangel ein, die Wasserschläuche enthielten nur noch einige Schluck lauwarmes Wasser, mit dem wir gierig die ausgetrockneten Lippen benetzten. Die Sonne brannte furchtbar, die Luft zitterte, uns flimmerte vor den Augen, die Zunge klebte uns am Gaumen, so daß wir kaum ein deutliches Wort sprechen konnten. Einige Kamele stürzten nieder aus Ermattung, um sich nicht mehr zu erheben, deren warmes Blut wir zur Erfrischung tranken. Über uns kreisten Schwärme von Aasgeiern, deren Geschrei uns in das Innerste der Seele drang; sie warteten instinktiv auf den Augenblick, wo wir sterbend auf den heißen Sand niederstürzten. Unser einziges Denken und Empfinden war nur Wasser — Wasser. Wir hingen nur noch in den Sätteln, jedes Gefühl war aus unseren bleischweren Gliedern geschwunden, das Gehirn fieberte, wilde Fieberphantasien schüttelten unseren ermatteten Körper. Plötzlich ein vielstimmiger Schrei: „Wasser, Rettung!" Ein bezauberndes Bild bot sich unseren Augen. Ein schneeweißes Schloß mit hohen Minaretts erscheint am Horizonte, schattige Palmenhaine mit klaren sprudelnden Quellen, Springbrunnen, die hohe Wasserfontänen aufwarfen, arabische, verhüllte Mädchen beim Tanze, stolze Beduinen vollführten eine Phantasia. Ein Wonnegefühl durchströmte meine Glieder, endlich Wasser. O Ironie des Schicksals, alles war plötzlich verschwunden. Es war nur eine Fata Morgana — eine Luftspiegelung. Wir waren entsetzt, vollständig niedergeschmettert und erwarteten langsam den Tod, der uns begleitete. Wieder dämmerte eine Nacht heran, nach unserer Berechnung die letzte, die wir noch aushalten konnten. Da ein Schrei — einer der Führer entdeckte nicht weit von uns frische Spuren einer Karawane, wir lebten wieder ein wenig auf. Ein herrlicher Morgen brach an, die Sonne zauberte auf die gelben Sandflächen wundervolle Farben. Die Kamele hoben die Köpfe schnuppernd in die Luft und wurden unruhig. Sollten sie wirklich Wasser gewittert haben? Nach einigen Stunden tauchten am Horizont die Umrisse einer Oase auf, ein kleiner Bach floß durch die fruchtbare Oasenlandschaft. Die Kamele liefen, was sie hergeben konnten, mit ihrer letzten Kraft, um sich an dem Rande des Baches sofort niederzuwerfen und viertelstundenlang das langentbehrte Wasser zu saufen. Wir legten uns auf den Bauch und schlürften das köstliche Naß, das ich in diesem Augenblick nicht mit allen Schätzen der Welt vertauscht hätte. Uns standen Tränen in den Augen vor Freude, und mancher von uns sandte ein heißes Dankgebet zum Himmel empor.

Franz Antoni.



Bunte Chronik



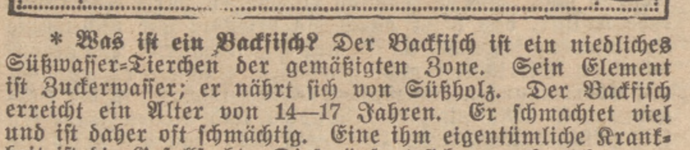
* **Der berühmte Meyer.** Conrad Ferdinand Meyer, dessen hunderster Geburtstag uns Gelegenheit gibt, ihm in dankbarem Gedenken erneut zu huldigen, ist so berühmt, daß der nachfolgende Scherz seiner Größe keinen Abbruch tun kann. — Es war in der Inflationszeit, als die Neureichen wie Pilze aus der Erde schossen und u. a. „zwecks Vervollkommnung ihres Heims" — man möchte sagen: meterweise — Bücher für die Ausgestaltung ihrer meist ungelesenen Bibliothek kauften. Einer dieser Emporkömmlinge besuchte von Zeit zu Zeit einen süddeutschen Buchhändler, der — allen materiellen Vorteilen zum Trotz — bestrebt war, den Bücherschatz des erstaunlich Unkundigen so wertvoll wie nur möglich zu gestalten. Darum legte er dem Neuling eines Tages auch ein Werk von C. F. Meyer vor. — „Meyer?", meinte der Kauflustige, „Meyer? Davon gibt's ja viel zu viele!" — „Erlauben Sie", belehrte ihn der geduldige Buchhändler, „und doch gibt's nur einen namhaften Dichter Conrad Ferdinand Meyer, der in jeder guten Bibliothek vertreten sein muß." — „Conrad Ferdinand . . .?" Ein Leuchten glitt über die Züge des Neureichen: „Da gibt's für mich natürlich keine lange Wahl! Conrad Ferdinand — das sind ja meine eigenen Vornamen! Das Buch muß ich haben!"

*

* **600 000 faulige Eier.** Eine tragikomische Geschichte ist in Nanking aus dem Boykott der Kulis gegen englische Waren entstanden. Ein chinesisches Schiff brachte 600 000 Eier nach Nanking, die für eine englische Firma bestimmt waren. Die Arbeiter weigerten sich aber, die Eier umzuladen, und die heiße Sonne tat ihr übriges, so daß sich bald ein furchtbarer Gestank über die ganze Stadt verbreitete. Die Bewohner beklagten sich über die unerträgliche Verpestung der Luft und verlangten Vernichtung der Ladung auf irgend eine Weise. Die Regierung befahl der Firma, die die Eier gekauft hatte, den Abtransport. Diese weigerte sich aber, und auch die Kulis waren nicht zum Fortbringen der Eier zu bewegen. So wurde der Gestank immer größer und unerträglicher. Die Einwohner von Nanking fluchen auf die patriotischen Arbeiter, und diese haben nun eingesehen, daß solch ein Streik auch recht peinliche Folgen haben kann.

*

* **Mit dem Fahrrad um die Welt.** Drei Radfahrer, der Deutsche Vogel, der Engländer Morrison und der Amerikaner Davidson, traten am 23. Februar d. J. von Hamburg aus eine Reise um die Welt an. Verschiedene Fahrradfabriken haben hierfür 10 000 Pfd. ausgeworfen. Die zu durchfahrende Strecke ist in 10 Monaten zurückzulegen. Seit sieben Monaten schon befinden sich die Weltreisenden unterwegs und jetzt ist der Deutsche Vogel in London angekommen, mit einem Vorsprung von 1609 Kilometern gegenüber den anderen. Er will schleunigst nach Hamburg weiter, um die 5000 Pfd. für den Gewinn einzustreichen. Die übrigen 5000 Pfd. sollen von dem Engländer und Amerikaner geteilt werden.



Lustige Rundschau

* ***Was ist ein Backfisch?*** Der Backfisch ist ein niedliches Süßwasser-Tierchen der gemäßigten Zone. Sein Element ist Zuckerwasser; er nährt sich von Süßholz. Der Backfisch erreicht ein Alter von 14—17 Jahren. Er schmachtet viel und ist daher oft schmächtig. Eine ihm eigentümliche Krankheit ist die Gefallsucht. Diese äußert sich vornehmlich, wenn die Teiche zugefroren sind. Der Backfisch beißt gern an und ist daher leicht zu fangen. Es soll aber auch Exemplare geben, die nicht anbeißen, sondern sitzen bleiben. Diese nennt man oft Stockfische.

*

* **Die Schwiegermutter.** Mutter (zur Tochter): „Hedy, wenn dich Alfred heiraten will, bin ich mit einverstanden. Nur möcht' ich vorher mal mit ihm reden." — Tochter: „Ich sagte ihm das bereits." — Mutter: „Und, was meinte er?" — Tochter: „Er hab' dich zwar unlängst einmal gesehen, aber er heirate mich trotzdem!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.